

Freundschaft für das Leben werden, was hier etwas bedeutet, da Maria erst im Jahre 1806 starb. Von Leipzig aus dahlert auch Joachim's Bekanntheit vor allem in England. Mendelssohn nahm ihn verschiedene Male dorthin mit und ließ ihn in den großen Konzerten auftreten; in London hat auch Joachim mit 11 Jahren zum erstenmal das Beethoven'sche Violinconcert gespielt. In Leipzig's Musikleben betätigte sich Joachim in verschiedenster Weise; er spielte im Gewandhausorchester sowie im Theater mit, und bald wurde er als zweiter Konzertmeister angestellt. Mit 16 Jahren wurde er Lehrer am Konservatorium, so daß er also ebenfalls in Leipzig den Grund zu seiner späteren, so überaus segensreichen und ausgedehnten Thätigkeit legte. Daß fast alle Schüler älter als der Lehrer waren, ist selbstverständlich.

Joachim hat sich gegen sieben Jahre in Leipzig aufgehalten, eine Zeit, die nur etwa durch Konzertreisen unterbrochen wurde. In musikalischer Beziehung hatte er in dieser Zeit wohl so ziemlich alles gelernt, was für ihn in Leipzig zu lernen war. Der Hauptziehungspunkt war mit Mendelssohn's Tode (1847) für ihn weggefallen, und so ist es bei der Jugend Joachim's zu begreifen, daß er noch weiter zu streben suchte, um Neues zu sehen und zu lernen. Es ist immerhin charakteristisch, daß der neunzehnjährige gerade dahin kam, wo die damals bedeutendste künstlerische Kraft in Deutschland wirkte, zu Franz Liszt nach Weimar, dem einzigen Ort, an dem er wirklich noch etwas lernen und seine Anschauungen erweitern sowie prüfen konnte. Indessen gehört die Betrachtung dieser Zeit nicht hierher.

Joachim hat Leipzig und vor allem dem Gewandhaus ein dankbares Andenken bewahrt; es gibt außer David, der ein Menschenalter lang die Konzertmeisterstelle an diesem Institut vertrat, keinen Geiger, der öfter im Gewandhaus gespielt hätte; etwa 50- bis 60mal werden es wohl gewesen sein; das Beethoven'sche Violinconcert dürfte kaum weniger als ein Dutzend mal von ihm gespielt worden sein. Bis vor sechs Jahren hat Joachim fast regelmäßig jährlich hier gespielt, fast immer im Neujahrskonzert, das man sich ohne ihn kaum denken konnte. Plötzlich hörte dies auf, Joachim war nicht mehr öffentlich in Leipzig zu hören, auch mit seinem Streichquartett, das während dieser Zeit noch in den größten Städten, auch in Paris, mit dem größten Erfolg auftrat, erschien er nicht mehr auf der Ausgangskarte seines Namens. Obgleich offizielle Gründe hierfür nicht bekannt sind, erinnern sich wohl manche seines letzten Auftretens, sowie der teilweise überaus abprechenden Kritiken (besonders ist sich Prof. Kullhardt im Leipziger Tageblatt hervor). Es wurde in einem Ton über den großen Künstler geredet, daß ihn entweder die Gewandhausdirektion nicht mehr engagierte oder Joachim sich weigerte, noch ferner hier zu spielen. Daß die scharfen Worte teilweise berechtigt waren, wer wollte es leugnen, der Joachim in den letzten Jahren gehört hat. Sein Spiel hatte unmerklich abgenommen; und wenn der große Künstler indispotiert war, erkannte man den großen Meister nur noch an Einzelheiten. Wer ihn aber in guten Stunden noch in den letzten Jahren hörte, der wußte, daß es immer noch Dinge in der Violinliteratur gab, die seiner herrlicher als Joachim spielen konnte, besonders auch vom violinstimmigen Standpunkt aus. So ist es immerhin ein bißchen bedauerlich, daß Joachim, der mit Leipzig derart verknüpft war, in den letzten fünf Jahren seines Lebens sich hier nicht mehr hören ließ, und wohl sicher deshalb, weil er sich hier nicht mehr mit der Achtung, die man einem Joachim auf jeden Fall schuldig war, behandelt sah.

Neues Theater. Mittwoch: Der Hibernier. Donnerstag: Kabale und Liebe (Herold); Herr Salfner. Freitag: Hoffmann's Erzählungen. Sonnabend: Jugend. Sonntag: Carmen. Montag: Mignon. — **Altes Theater.** Mittwoch, Donnerstag: Die lustige Witwe. Freitag: Ein Fallkessel (Halbe Prelle). Sonnabend: 's Pausierlöchl, Operette in 3 Akten von Gaston Demme, Musik von Otto Hübner (Erfolgsführung). Sonntag: 's Pausierlöchl. Montag: Die lustige Witwe.

Nächste Woche wird Lasso zur Feier von Goethe's Geburtstag neu einstudiert gegeben.

Die Vorstellungen im Neuen Theater beginnen, wenn nichts anderes angeht, um 7 Uhr, die im Alten Theater um 7, 8 Uhr.

Bereitete Leipziger Schauspielhäuser. Schauspielhaus: geschlossen. — **Neues Operntheater** (Theater am Thomasing): Mittwoch: Haben Sie nichts zu verzoßen?

Leipziger Sommertheater (Drei Linden). Dienstag: Frühlingsgötter. Mittwoch: Gänsefisch (Benefiz für Herrn Albert Rehm). Donnerstag: Großstadtluft.

Bärtliche Verwandte in der Tierwelt.

Durch die großen Schneemassen des letzten Winters wurden wiederum einige Wölfe veranlaßt, die Ostgrenzen unsres Vaterlands zu überschreiten und Furcht und Schrecken unter den Haustieren der Grenzbesitzer zu verbreiten. Da in den Gegendern noch Standwölfe haufen, die aus den unwegsamem Ardennen immer neuen Zuflucht erhalten, so kamen auch von der Westgrenze Nachrichten von Untaten, die durch Jägermord verursacht waren. So las man in den Zeitungen, daß ein Wolf einen Hund zerrissen und gefressen hätte. Ob der Fall wirklich passiert ist, mag dahingestellt bleiben, unglauwürdig ist der Bericht keineswegs.

Aber, wird mancher Leser fragen, Jägermord hat doch, wie wir alle wissen, eine Vorliebe für Schafe, während der Hund sein Vetter ist. Hierauf ist zu erwidern, daß auch in der Tierwelt ein ganz auffällender Haß unter engverwandten Arten besteht. Es soll allerdings nicht bestritten werden, daß der Wolf lieber ein Schaf als einen Hund frisst. Da aber alle Haustiere während der Nacht im verschlossenen Stall gehalten zu werden pflegen, und nur der Hund zur Bewachung draußen bleibt, so ist der Angriff Jägermord auf seinen Vetter ganz erklärlich. Von den Hauslügen sehen wir hierbei natürlich ganz ab, da sie durch ihre Milderkeit für den Wolf unerschütterlich sind.

Wer an der Richtigkeit meiner Behauptungen zweifeln sollte, den verweise ich auf eine Autorität wie Brehm, der über den Wolf folgendes schreibt: „Mit Beginn des Winters nähert er sich den Ortschaften mehr und mehr und treibt in kleineren Heden und Dörfern regelmäßig Jagd, zumal auf Hunde, die ein ihm sehr beliebtes Wild und im Winter die einzige, in der Nähe der Dörfer leicht zu erlangende Beute sind.“

Zwar gehören Einbrüche des frechen Räubers in Viehställe immerhin zu den Seltenheiten, während alle Dorfbesitzer der von ihm heimgesuchten Gegenden allwinterlich einen guten Teil ihrer Hunde einbüßen, ebenso wie der Wolfsjäger regelmäßig im Laufe des Sommers mehrere von seinen treuen Jagdgenossen verliert.“

Es lassen sich noch eine ganze Reihe von ähnlichen bärtlichen Verwandten in der Tierwelt anführen, von denen hier folgende ihren Platz finden mögen. Der Hund haßt nicht nur seine Vettern Wolf und Fuchs, sondern auch beispielsweise den Dingo, jenen verwilderten australischen Hund, der ihnen besonders nahe steht. Hirten- und Jagdhunde, heißt es, und Dingos leben in ewiger Feindschaft und verfolgen sich gegenseitig mit wirklich beispiellosem Haß. Wenn mehrere Haushunde einen Dingo sehen, fallen sie über ihn her und reißen ihn in Stücke, das Umgekehrte ist der Fall, wenn ein verwilderter Haushund von Dingos gefunden wird.

Mit den Ohrenhunden stehen die Haushunde ebenfalls sehr schlecht. Die Ohrenhunde sind jener Schrecken des afrikanischen Wildes, die durch ihre Ausdauer und Schnelligkeit selbst die schnellste Antilope einholen. Sie behandeln, sagt Gordon Cumming, alle zahmen Hunde mit der äußersten Verachtung, warten ihren Angriff ab, kämpfen aber dann mit vereinigten

Kräften und zerreißten die Feinde gewöhnlich. Die Haushunde erwidern die Feindseligkeit mit Ingrimm und belien Stundenlang, wenn sie die Stimme der wilden auch nur von fern hören. Bei den Katzen liegt die Sache nicht viel anders. Löwe und Tiger sind eigentlich nur dieselbe große Raubkatze, von der jener den Westen (Afrika und Asien), dieser das östliche Asien bewohnt. Sie treffen nur an einer schmalen Stelle, nämlich in Vorderindien, zusammen. Hier sollen Kämpfe zwischen beiden Katzenarten sehr häufig vorkommen. Nach Schilling's tötet der Löwe auch gern den Leoparden, ja, ein gefangener Serval, also eine afrikanische Luhsart, wurde nach demselben Gewährsmann von einer Löwin aus der Falle gezogen und gefressen. Ebenso sollen an den Stellen Amerikas, wo Jaguar und Puma zusammenkommen, ebenfalls Kämpfe zwischen diesen beiden Raubtieren an der Tagesordnung sein.

Es ist das um so glaubhafter, da auch so engverwandte Katzen wie der Gepard oder Jagdleopard und der Leopard sich haßen. Brehm ließ beide Tiere, die er in seiner Menagerie besaß, auf einander los und schildert ihren Kampf folgendermaßen: Der Gepard namens Jod befand sich gerade in höchst gemüthlicher Stimmung und schnurrte besonders ausdrucksvoll, als ich ihn herbeiholte. Kaum aber ersah er seinen Herrn Vetter, als nicht nur alle Gemüthlichkeit verschwand, sondern auch sein ganzes Aussehen ein durchaus anderes wurde. Die Seher traten aus ihren Höhlen heraus, die Wähe sträubte sich, er fauchte sogar, was ich sonst niemals vernommen hatte, und stürzte sich mutig auf seinen Gegner los. Dieser hielt ihn stand, und so begann jetzt ein Kampf und ein Rauchen, daß mir, ich will es gern zugeben, angst und bange dabei wurde. Der Leopard war bald niedergebrottelt, aber gerade jetzt wurde er furchtbar. Er lag auf dem Rücken und mißhandelte jenen mit seinen vier Tauen; Jod aber achtete der Schmerzen nicht, sondern biß mutig auf den heintüdtlichen Vetter los und würde ihn ebenfalls besiegt haben, wenn ich dem Kampfe nicht ein Ende gemacht hätte. Zwei Eimer voll Wasser, die ich über die wütenden Kämpen goß, unterbrachen den Streit augenblicklich. Beide sahen sich höchst verdutzt an, und der Leopard hielt es, der ihn höchst verhassten Wasserläder plötzlich erinnernd, trotz aller Wut und alles Rauchens doch für das Beste, so schnell als möglich seinen Käfig zu suchen, welcher dann auch sofort verschlossen wurde. Jod war schon wenige Minuten nach dem Kampfe wieder ganz der alte: er leckte, reichte und putzte sich und begann wieder zu spinnen, als ob nichts geschehen wäre.

Der Luchs, der eigentlich eine große Wildkatze ist, macht es mit feiner Keinen Schwester nicht anders wie der Wolf mit dem Fuchs — er tödtet sie, wo er kann. Bei einem gefangenen Luchs namens Luch konnte Loewis diesen Haß besonders beobachten. Er berichtet darüber folgendes: Der eigentümlichste Zug beim Luchs war der glühende Haß gegen die verwandte Hauskatze. Bis Wintereinbruch waren alle Katzen auf dem Wäntchen'schen Gehöfte ausgetrotet. Mit größlicher Wut wurden sie zerfleischt. Eine einzige, sehr beliebte Katze blieb, von den Hofseuten in der Gegend besetzt, sorgfältig geschützt, längere Zeit unversehrt. Der Luchs durfte nie dorthin, und die Katze wurde nie herausgelassen. Eines Tages bemerkte ich Luch unweit des Hauses auf einem großen Haufen von Zinnsingelöden zusammengesauert liegen. Kein Mufen, kein Lachen konnte das sonst so gescheite, gern gefellige Tier enternern. Mit einer Geduld und Ausdauer, welche man an dem stets unruhigen, beweglichen Geschöpfe sonst nicht wahrgenommen, verharrete dasselbe auf seinem Posten. Schon fürchtete ich ein Unwohlsein, da auch ein schwacher, sonst sehr gemiedener Regen den Luchs nicht zur Veränderung seiner Stellung brachte, und legte mich auf das Beobachten, als er plötzlich nach stundenlangem Wauern wie ein Wlib herniederfuhr. Ich hörte die verwachsenen Katzen zerrissen, unter des Luchses furchtbaren Krallen zureißend. Ob er den Feind unter den Steinen gewittert oder denselben hatte hineintriefeln sehen, konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen. Nur einmal wagte ich es, Luch zu einem Besuche auf ein benachbartes Gut mitzunehmen. Wir waren kaum eine Stunde dort, so meldete schon der Diener, daß die weißbunte Katze toben dem Luchs erwidert worden sei. Luch auf Bauernhöfen war immer sein erstes Geschäft das Aufsuchen und Töten der Katzen, welche instinktiv einen ärgeren Abscheu und größere Furcht vor ihm als vor dem bisshigen Jagdhunde zeigten, dem sie niemals ohne heftige Gegenwehr unterlagen, während der Luchs mit allerding's größerer Gewaltigkeit widerstandslos ohne Unterschied des Geschlechts und der Größe alle Katzen augenblicklich zerriß.

Nur nebenbei sei bemerkt, daß Präsident Roosevelt, der ein großer Jäger ist, dasselbe von dem großen Waldwolf und dem kleinen Prärieewolf oder Coyote berichtet.

Daß die einzelnen Rassenarten nicht gut zueinander stehen, kann man nach dem Besagten als wahrscheinlich annehmen. Roosevelt ist beispielsweise der Ansicht, daß der große Grizzlybär wenig Umstände mit dem schwarzen Bär machen würde.

Man denkt vielleicht, daß diese gegenseitige Abneigung unter verwandten Arten in der Tierwelt nur bei den Raubtieren besteht. Das ist jedoch ein großer Irrtum. Bei den Pflanzenfressern ist die Sache nicht viel anders. Daß der afrikanische und indische Elefant sich nicht vertragen, ist schon den Alten aufgefallen. Pferd und Esel haben ebenfalls eine natürliche Abneigung gegeneinander. Bei Brehm lesen wir folgendes: „Pferde und Esel kreuzen sich nicht freiwillig, und es bedarf deshalb die Maultierzucht immer der menschlichen Beihilfe. Gerade unter den Pferden und Eseln, welche in größerer Freiheit leben, hat man einen Haß zwischen beiden beobachtet, welcher bis zu erbitterten Kämpfen ausartet.“ Das Maultier ist bekanntlich das Produkt zwischen Eselhengst und Pferdeweib.

Um die Abneigung zwischen beiden Tieren abzuschwächen, bedient man sich verschiedener Kunstgriffe. Bereits die alten Römer sorgten dafür, daß Esel und Pferde, welche zur Maultierzucht benutzt werden sollten, ununterbrochen beisammen lebten; die Spanier und Südamerikaner wenden dieses Verfahren noch heute an. So gibt man die jungen Eselstohlen wenige Tage, nachdem sie geboren sind, säugenden Pferdeweibern bei, deren Mutterleibe in den meisten Fällen bald alle Abneigung gegen das aufgedrungene Pflegekind besiegt. Zwischen der Alten und dem Säugling bildet sich nach kurzer Zeit eine innige Anhänglichkeit, die so weit gehen kann, daß der junge Esel gegen seinesgleichen einen größeren Widerwillen zeigt als gegen Pferde.

Noch merkwürdiger ist es, daß die verschiedenen Rassenarten, soweit sie noch nicht ausgetrotet sind, gar nicht daran denken, sich zu vermischen, sondern stets für sich apart bleiben. Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, daß vor einiger Zeit ein Jäger über seine Erlebnisse auf einer kleinen weltberlassenen Insel der Ozean berichtete und von den drei Seehundarten, die dieses Meer beherrscht, nämlich dem gewöhnlichen Seehund, der Ringelrobbe und dem großen Grauwopf, genau dasselbe erzählte. Jede Art hat ihre besonderen Lagerplätze und bleibt stets unter sich.

Von den wilden Hindern, die früher in Deutschland lebten, beim Auerrind und dem Wisent, wissen wir ebenfalls, daß sie beide sich unaufhörlich bekämpften. Noch heute ist übrigens die Abneigung des Wisents gegen unser zahmes Hausrind sehr groß. Selbst wenn man, wie es im Bialowieser Walde geschehen ist, jung eingefangene Wisentkälber stets mit zahmen Hindern zusammenhält, ändert sich dieses Verhältnis in der Regel nicht. Als man versuchte, eine junge Wisentkuh mit einem Hausstiere zur Paarung zu bringen und diesen dicht neben ihr einstellte, durchbrach sie während dem Versuch, welcher sie von ihm trennte, ihr Horn an und trieb ihn mit Wut und Kraft aus dem Stalle, ohne daß der seinerseits nun ebenfalls gereizte Stier Gelegenheit gefunden hätte, sich ihr zu widersetzen.

Daß Hirsche und Rehe nicht brüderlich zusammen bleiben, ist allbekannt; ebenso verzieht der Steinbock die Gemse, während diese wiederum einen Abscheu vor Schafen haben. Sobald solche, sagt Brehm, auf den Hirschen weiden, welche sonst von Gemsen besucht werden, verschwinden letztere, kehren auch erst im Spätherbst, wenn der Schafzüchter vertrieht, auf solche Stellen zurück. Wie es scheint, beunruhigt sie das massenhafte Auftreten der Schafe weniger, als ihnen der Geruch des Schafzünglers widerlich ist. Nach Brehm haßen sich auch Guanaco und Lama.

Daß die Hausratte von der Wanderratte vertrieben worden ist, dürfte allgemein bekannt sein. Ebenso besteht grimmige Feindschaft zwischen der Waldmaus und der Hausmaus. In der Fabel besuchen sich beide als gute Freunde, in Wirklichkeit würde die Hausmaus von der Waldmaus getödtet werden.

Wo die Ratte kann, frisst sie ihre kleine Schwester, die Maus, die natürlich eilig in ihre Löcher flüchtet, wohin ihr die bärtliche Verwandte nicht nachfolgen kann.

Am schlimmsten aber scheint es in dieser Hinsicht mit den Delphinen bestellt zu sein, von denen einzelne, z. B. der Schwertschwanz, hauptsächlich von Verwandten leben. Selbst die großen Walarten werden von ihnen zerfleischt. Einen Kampf zwischen Schwertschwanz und Weißwalen (Delugas) schildert Holboell folgendermaßen: Im Jahre 1827 war ich Augenzeuge einer blutigen Schlacht, welche dieses raubwütige Tier verurteilte. Eine große Herde Weißwale war in der Nachbarschaft von Gottesafen auf Grönland von ihrem blutdürstigen Feinde verfolgt und in eine Bucht getrieben worden, aus welcher jene keinen Ausweg fanden. Hier rißen die Schwertschwänze die unglücklichen Delugas buchstäblich in Fehen. Sie tötetet viel mehr Weißwale, als sie zu verzehren imstande waren, so daß die Grönländer, abgesehen von ihrer eigenen Beute, noch einen erheblichen Anteil von der des Schwertschwanzes gewinnen konnten.

Selbst bei den Affen können wir Ähnliches beobachten. Heber ein Zusammentreffen zwischen Mantel- und Geladapianen berichtet Brehm folgendes: Bei ihren Ausflügen treffen beide Arten zuweilen zusammen, und nunmehr beginnt eine förmliche Schlacht zwischen beiden Heeren. Die Feindschaft der Gegner muß sehr groß sein. Man bemerkt dies an dem ungläublichen Horn, mit welchem sie aufeinander losstürmen. Zwar kommt es nicht zu ernsthaften Angriffen, aber doch zur Hölle. Dschelabas und Hamadraden erheben ein furchtbares Geschrei; dann rollen mehrere große Steine auf letztere herab, denen diese mit sunkelnden Widen unter Brüllen, Dröhnen und Wellen auszuweichen suchen. Einzelne alte Reden stürmen sich wohl aufeinander los und suchen sich gegenseitig zu packen. Sie zanken sich dann tüchtig an dem ihre Männlichkeit bethebenden Mantel und beißen sich sogar mitunter; allein in der Hauptsache bleibt es beim Geschrei und bei den wutfunkelnden Widen.

Nicht nur bei den Säugtieren ist ein solcher Kampf unter nahen Verwandten zu beobachten, sondern auch in anderen Tierreihen, doch würde eine weitere Aufzählung den zugemessenen Raum überfüllen.

Frägt man sich nun nach dem Grunde, warum eine so tiefgehende Abneigung unter verwandten Tierarten besteht, so kann die Antwort nur lauten, daß zwei Kriebsheben vorstehen sind. Einmal zwingt der Konkurrenztrieb dazu, den Verwandten von der vollen Krippe zu verjagen oder zu töten, sodann ist nur durch diese gegenseitige Abneigung die Reinheit der einzelnen Arten gewahrt worden, während sich sonst ein bunter Mischaß breit gemacht hätte.

T. H. Zell.

Notizen.

n. Ein falscher Vulkankrater. In dem an Naturwundern überreichen amerikanischen Staat Arizona, unter dessen Westküste am meisten der berühmte Steinerne Wald, eine Ansammlung von versteinerten und in herrlichen Achat verwandelten Baumstämmen, genannt wird, ist den Geologen der ganzen Welt, wenn nicht aus Augenchein, so durch viele Beschreibungen und wissenschaftliche Auseinandersetzungen ein Berg bekannt, der vollkommen das Aussehen eines Vulkans besitzt. Er hat den Namen Coon-Berg und besteht in einem nicht besonders hohen Gipfel, auf dessen Spitze sich eine kraterähnliche Einsenkung befindet. In nicht großer Entfernung gibt es eine große Menge, reichlich über 100, von Kegeln, an deren Entstehung durch vulkanische Kraft kein Zweifel geäußert werden kann. Dennoch ist dem Coon-Berg eine ganz eigenartige Stellung unter ihnen angewiesen worden, die ihn überhaupt zu einem Unikum in der Welt gemacht hat. Die hauptsächlichste Veranlassung dazu war der Fund einer großen Menge von meteorischem Eisen, das in unmittelbarer Nachbarschaft bis zu einem Gesamtgewicht von über 10 Tonnen entdeckt wurde. Da nun außerdem keine Spur von Erscheinungen, die sonst mit einem Vulkanausbruch verbunden zu sein pflegen, nachgewiesen werden konnte, so wurde von einem hervorragenden Geologen die Vermutung ausgesprochen, daß dieser scheinbare Vulkan in Wahrheit durch den Niedersturz eines ganz ungewöhnlich riesenhaften Stückes von Meteoriten erzeugt worden wäre. Diese Erklärung hat nicht nur dazu geführt, daß der Coon-Berg als besondere Merkwürdigkeit in alle geologischen Lehrbücher gelangt ist, sondern er ist auch die Veranlassung zu einer neuen Ansicht von der Entstehung der Mondkrater gewesen. Auch die zahlreichen kraterähnlichen Vertiefungen, die schon mit einem kleinen Fernrohr auf der Oberkuppe unseres Mondes sichtbar sind, sollten nicht die Folgen vulkanischer Ausbrüche, sondern durch den Aufprall von Meteoriten auf den noch nicht ganz erstarrten Mond entstanden sein. Diese sonderbare Mondtheorie ist ganz neuerdings durch die großartigen Mondforschungen, die an der Pariser Sternwarte, namentlich durch ihren Leiter, Professor Loewy, ausgeführt werden, als zum mindesten sehr unwahrscheinlich widerlegt worden. Ein Zufall fügt es nun, daß auch am Coon-Berg neue Untersuchungen durch die Geologen Harrington und Tilghman angestellt worden sind und gleichfalls zu einer Erschütterung der bisherigen Auffassung dieses Gebirges geführt haben. Der vermeintliche Krater des Coon-Berges hat einen Durchmesser von etwas mehr als 1 Kilometer und eine Tiefe von fast 200 Metern. Sein Rand ist etwa 50 Meter über die Umgebung erhaben und hat einen fast genau kreisförmigen Verlauf. Die Gesteine in der unmittelbaren Nachbarschaft, die auch die Wände des Kraters zusammensetzen, sind Lagen von Sandstein mit einem starken Kalkgehalt. Diese Schichten sind an dem Kratertrand derart aufgebogen, als ob sie durch eine Explosion von unten her in die Höhe gehoben wären. Trotzdem ist nichts von Lava oder vulkanischen Auswürfungen oder auch nur von der Wirkung vulkanischer, etwa schwefelhaltiger Dämpfe zu sehen. Die nächsten östlichen Lavafelder sind wenigstens 25 Kilometer entfernt. Es ist also schon begreiflich, daß diese Naturerscheinung die Mitglieder der Geologen besonders gereizt hat. Nach einer Zusammenfassung, die Dr. Guild von der Universität des Staats Arizona in der Fachschrift Science gibt, kann der Coon-Berg heute nur noch als ein falscher Vulkan betrachtet werden, aber auch die eigenartige Vorstellung von seiner Entstehung durch den Sturz eines Meteoriten ist nicht aufrecht zu erhalten, und die dort gefundenen Massen von Meteoriten haben mit der Bildung des Pseudokraters nichts zu tun. Es bliebe nur noch übrig, ihn für einen sogenannten Erdfall zu halten, der durch Auflösung von Gesteinmassen unter der Erdoberfläche und durch ein dadurch bedingtes Nachsinken der darüberliegenden Schichten entsteht. Aber auch das führt zu keiner befriedigenden Deutung, weil die Aufhebung der Schichten am Kratertrand dadurch nicht erklärt wird. Es bleibt also vorläufig nichts übrig, als den falschen Vulkan des Coon-Berges als ein Fragezeichen für die Wissenschaft bestehen zu lassen.